

Das Ende des Optimismus

Kultur **Franco »Bifo« Berardi** Buch über die Seele bei der Arbeit zeichnet ein düsteres Bild der Gegenwart und bricht mit der eigenen theoretischen Tradition

Von Jens Kastner

Als wir Mitte der 1990er Jahre das erste Mal einen Text von Antonio Negri lasen, hielten wir ihn für Satire. So euphorisch diskutierte der postoperaistische Theoretiker aus Italien die Subjektwerdung unter neoliberalen Bedingungen, dass wir davon ausgehen mussten, er machte sich einen Spaß mit uns. Geschult an den subjekttheoretischen Annahmen der Kritischen Theorie, konnten wir den Optimismus nicht nachvollziehen: Anstatt dass Entfremdung und Verdinglichung analysiert wurden, feierte Negri die Entwicklung der Produktivkräfte. Anlass waren ihm die französischen Streikbewegungen von 1995. Er interpretierte sie als Kampf gegen die Arbeit. Nicht als Reaktion auf die kapitalistische Globalisierung, sondern als deren treibende Kraft. Das Kapital reagiert bloß, die Kämpfe sind immer zuerst da. Das in dieser Annahme liegende Potenzial für soziale Bewegungen erkannten wir spätestens, als Negri um das Jahr 2000 herum, inmitten der globalisierungskritischen Mobilisierungen, gemeinsam mit Michael Hardt den breit diskutierten Bestseller »Empire« landete.

Aber mit dem Optimismus scheint es nun vorbei zu sein. Franco »Bifo« Berardi, Medientheoretiker, Philosoph und einer der Weggefährten von Negri, legt in seinem neuen Buch eine ernüchternde, um nicht zu sagen depressive Zeitdiagnose vor. »Es gibt keinerlei Möglichkeit eines politischen Widerstands gegen die absolute Herrschaft des Semiokapitalismus«, schreibt Berardi in »Die Seele bei der Arbeit«. Der Kapitalismus der Gegenwart herrsche nicht in erster Linie über die Gewalt des Staates und durch ökonomische Ausbeutung. Vielmehr beruhe seine Herrschaft auf der Durchdringung des kollektiven Unbewussten. Semiokapitalismus nennt Berardi diese Ökonomie, abgeleitet vom altgriechischen *sēmeion*, dem Zeichen. Im Zentrum der Produktion stehen nämlich nicht mehr industriell gefertigte Güter, sondern In-



Depressive Zeitdiagnose: Franco »Bifo« Berardi's neues Buch weist keine Spur mehr des postoperaistischen Optimismus eines Toni Negri auf.

formationen. Die Arbeit wird zur immateriellen, zur kognitiven Arbeit. Berardi leugnet damit nicht die Existenz der Schwerindustrie und dass nach wie vor Millionen von Körpern durch Arbeit geschunden werden. Modell und vorherrschender Imperativ aber sei die Arbeit als Austausch von Informationen, als Kommunikation.

Dem Industriekapitalismus war die Seele egal, in ihm ging es um die Ausbeutung der Körper. Was die Arbeiter*innen machten, nachdem die Fabriktoreschlossen, war dem Kapital gleichgültig. Hauptsache, sie kamen am nächsten Tag wieder. Im Semiokapitalismus hingegen »wird die Seele selbst zur Arbeit gezwungen«. Der neoliberale Kapitalismus will die gesamte Lebenszeit: jede Freizeitaktivität, jeden Wunsch, jede kreative Schöpfung. Jeder Aspekt der Sinnlichkeit habe sich einem einzigen Kriterium zu unterwerfen: »dem des ökonomischen Wettbewerbs und der Rentabilität«.

Für widerständige Praxis ist da wenig Raum. Der Operaismus der frühen 1960er Jahre, benannt nach dem italienischen Wort für Arbeiter (*operaio*), ging

in seiner Erneuerung marxistischer Theorie noch davon aus, dass Widerstand gerade da entsteht, wo das menschliche Tun der Herrschaft der Arbeit entkommt. Die Operaist*innen verschoben daher den Fokus vom Kampf um die Arbeit – bessere Bedingungen, mehr Lohn etc. – auf einen Kampf gegen die Arbeit. Aber das sei nun kaum mehr möglich, legt Berardi nahe, weil die Arbeit eben kein Außen, kein Begehren jenseits ihrer selbst mehr übrig lässt.

Feministische Debatten werden ausgesetzt

Auch wenn Berardi die Effekte des technologischen Fortschritts, der informationsbasierten Ökonomie und deren Beschleunigung über weite Strecken sicherlich plausibel analysiert, so lassen sich doch auch Einwände gegen seine Endzeitvision vorbringen. Es ist zum einen gar nicht so neu, dass die kommunikativen Fähigkeiten, die Wünsche und Begehren Teil der Wertschöpfung sind. Denn das Modell, das Berardi jetzt verabschiedet sieht, war schließlich vor allem auf den männlichen Industrie- und Bü-

roarbeiter der Moderne zugeschnitten. Für Frauen und andere in die Care- und Reproduktionsarbeit involvierte Menschen war Arbeit immer schon auch eine, die sowohl Körper als auch Seele einbezog und abnutzte. Berardi reflektiert das nicht und geht, obwohl er eine Vielzahl linker Theorieansätze diskutiert, auf feministische Debatten mit keinem Wort ein. Im Feminismus aber finden sich viele Überlegungen dazu, wie auch aus der Einbindung aller affektiven menschlichen Potenziale in die Arbeit heraus noch solidarische Praktiken entwickelt werden können.

Darüber hinaus basiert noch der von Berardi diagnostizierte »Niedergang der alltäglichen Solidarität«, der mit dem auf individuellen Konsum ausgerichteten Kapitalismus einhergeht, letztlich auf einer etwas verklärten Vorstellung des Arbeiterviertels, in dem alle für alle da sind. Ganz abgesehen davon, dass dieses Bild rassistisches Ressentiment und Sexismus aus der proletarischen Kumpelhafigkeit völlig ausklammert: Solidarische Praxis ist auf den Kiez, das Grätzl oder Barrio gar nicht angewiesen. Anders gesagt: Solidarität braucht keine Gemeinschaft. Sie kann sich auch gegenüber den völlig Fremden und Anderen entwickeln. Und das geschieht ja auch, sonst gäbe es weder Seenotrettung noch lokal agierende FoodCoops noch Hilfsorganisationen wie Medico International.

Dass ein Wertschöpfungs- und Wohlstandsmodell, das auf der Anhäufung von Geld, Kredit und Macht beruht, dem Entstehen von Solidarität nicht zuträglich ist, steht wohl außer Frage. Aber trotzdem ist nicht einzusehen, warum Zusammenleben prinzipiell nicht auch kooperativer gedacht und gelebt werden können sollte. Dass sich also ein Verständnis von Wohlstand entwickelt und verbreitet, wie Berardi es sich eigentlich wünscht. Eines nämlich, das Wohlstand statt über die veräußerte Zeit für ökonomischen Reichtum über die Zeit für Freundschaft, Sorge und Freude definiert. ●

Jens Kastner ist Soziologe und Kunsthistoriker, lebt als freier Autor und Dozent in Wien.

Franco »Bifo« Berardi: Die Seele bei der Arbeit. Von der Entfremdung zur Autonomie. Matthes & Seitz, Berlin 2019, 268 Seiten, 24 EUR.

Das wird wohl erst nächstes Jahr was. Torten & Tabletten

Kalle hat große Schwierigkeiten mit Zeitabständen. Was ein, zwei Tage sind, das überblickt er noch, aber alles, was darüber hinausgeht, ist ihm kaum vermittelbar. Ich vergesse das regelmäßig, weil Kalle sehr eloquent ist und sich beispielsweise immer blumigst ausmalt, wie der nächste Ausflug mit der Mutter nach sagen wir Hamburg aussehen wird. Alle drei Minuten fügt er eine neue Aktivität zur Liste der dort zu erledigenden Dinge hinzu, bis man ihn fragt, wann der denn sein wird, der Ausflug, und es stellt sich raus: in drei Monaten oder so. Drei Monate wird er sich also quasi minütlich eine neue Aktivität ausdenken, die dort dann unbedingt vonstatten gehen muss, und ich bin live dabei. Puh, sage ich dazu, einmal laut und dreimal leise, puh, puh, puh.

Zu Beginn der Kontaktbeschränkungen und der Schließung der Werkstätten habe ich häufiger daran gedacht, dass das jetzt sehr anstrengend werden wird für ihn, wenn man ihm ständig wird sagen müssen: Wir wissen noch nicht genau, wann dieser Zustand endet, vielleicht in zwei Wochen und dann nochmal zwei Wochen und dann wieder zwei Wochen,

und ja natürlich kannst du deine Mutter anrufen, und irgendwann werdet ihr bestimmt nochmal nach Hamburg fahren können, aber ich weiß nicht wann.

Umso überraschter war ich, dass Kalle die erste Zeit der Krise gar nicht von Hamburg sprach, erst nach drei Wochen, und was er dann sagte, hat mich tief gerührt. Er sagte: Das wird wohl erst nächstes Jahr was.

Ein Jahr ist nämlich doch ein vorstellbarer Zeitraum, da liegen einmal Weihnachten und Geburtstag dazwischen, und auch, wenn er nicht genau weiß, wann Weihnachten und Geburtstag sind, ist es doch ein Zeichen, dass er weiß: Das wird wirklich lang. Dann hat er noch gefragt, ob ich meine Familie gerade sehe, und dann hat er angefangen sich auszumalen, was er dann nächstes Jahr alles in Hamburg machen will.

Ich habe gerade sehr viel Kontakt zu Leuten in allen Branchen der Sozialen Arbeit, und der Tenor ist: Die Klient*innen, Patient*innen, Bewohner*innen kommen in Summe erstaunlich gut klar mit dem Lockdown. Es gibt natürlich die Menschen, denen das sehr schwer fällt, aber es scheint schon so zu sein,

dass gerade die Unterprivilegiertesten ein Gespür dafür haben, dass sich etwas verändert hat gesellschaftlich, und sie sich darauf einstellen. Viel besser als der Kollege Ergotherapeut, der immer noch der Meinung ist, in einem Monat in den Türkei-Urlaub fliegen zu können, einfach weil er es sich verdient hat. Viel besser als meine Gruppenleitung, die nach wie vor glaubt, Dienstbesprechungen müssten mit allen Leuten vor Ort durchgeführt werden statt per Telefonkonferenz, weil das halt netter ist, sich auch mal ins Gesicht zu sehen.

Natürlich ist es notwendig, den Bewohner*innen immer wieder zu erklären, was da draußen vor sich geht und warum gerade Isolation und Zurückhaltung notwendig sind, der normale Alltag nicht machbar ist. Eine Kollegin in einer anderen Einrichtung schaut inzwischen mit den Bewohner*innen jeden Abend Tagesschau, einfach um ihnen zu zeigen: Corona, das ist noch Thema da draußen, und deswegen bleiben wir drin.

Wie lang das noch gut geht, keine Ahnung. Es wäre einfacher, wenn nicht Ergotherapeut und Gruppenleitung – wir können sie ein-

fach mal Lindner und Laschet nennen – so tun würden, als sei das alles nur halb so wild. Die Gruppenleitung hat sich neulich gefreut, dass so viel über Menschen mit Behinderung geschrieben würde wie sonst nie; als ich sie fragte, warum sie denkt, dass das so ist, meinte sie, die Menschen da draußen würden jetzt einfach sensibler.

Ja sicher, Annika Lindner, es liegt wahrscheinlich nicht daran, dass – Beispiel Niedersachsen – 40 Prozent der an Covid-19 gestorbenen Menschen in Heimen wohnten. Aber sowas liest sie nicht, ebensowenig wie die RKI-Treatments. Kalle überblickt das besser als sie, aber das ist nur ein kleiner Trost, denn er stirbt mit größerer Wahrscheinlichkeit an ihrer Ignoranz als sie an seiner. Und wenn man ihr sowas sagt, wird man zum Personalgespräch gebeten, zum zweiten Mal schon, vielleicht nehme ich Kalle diesmal einfach mit. ●

Frédéric Valin ist Autor. Er arbeitet in einer Wohngruppe mit intelligenzgeminderten Menschen. Hier berichtet er vom Gruppenalltag.